Robert Chr. van Ooyen / Martin H.W. Möllers (Hrsg.)

Polizeiwissenschaft 1: Positionen
Jahrbuch Öffentliche Sicherheit – Sonderband 7.1

Verlag für Polizeiwissenschaft 2011, 188 Seiten, 24,90 Euro
ISBN 978-3-86676-193-3

Was ist Polizeiwissenschaft? Gibt es überhaupt eine Polizeiwissenschaft und braucht „Polizei“ das? Diesen sehr grundlegenden Fragen versucht sich die Reihe „Polizeiwissenschaft“ in drei Bänden zu nähern. Der hier besprochene erste Band der Reihe reflektiert den Stand des Faches anhand der verschiedenen Positionen von Polizeiforschern. Er gliedert sich in einen einleitenden Teil und einen Hauptteil, in dem die Autoren sich mit dem Begriff der Polizeiwissenschaft auseinandersetzen und ihre jeweiligen Positionen dazu darlegen.

Wie van Ooyen in der Einleitung bemerkt, scheint Polizeiwissenschaft, jedenfalls nach der Arbeitsdefinition der CEPOL-Kommission, schlicht folgendes zu sein:

> „*Polizeiwissenschaft ist die Wissenschaft von der Polizei und hat mit allem zu tun, was mit Polizei zu tun ha*t“ (van Ooyen, S. 12).

Möllers befasst sich mit dem Begriff der Polizeiwissenschaft bereits genauer. Er stellt die geschichtliche Entwicklung der Polizeiwissenschaft von der Verwaltungslehre der Territorialstaaten des späten Mittelalters über die Entwicklungen des 18.-20. Jahrhunderts hin zum Sicherheitsaspekt der „modernen“ Polizeiwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland dar. Möllers wirft die Frage auf, ob es die Polizeiwissenschaft als eigenständige Disziplin überhaupt gibt. Dabei stellt er fest, dass die Polizeiwissenschaft erst am Anfang ihrer Entwicklung steht, deren Erfolg vom Zusammenspiel mit anderen Wissenschaften abhängt. Aus seiner Sicht bedarf es eines Mehr an Lehrstühlen an Universitäten um einen breit angelegten Diskurs zu ermöglichen und der Anerkennung des Nutzens einer Polizeiwissenschaft durch die Praxis um dieses Ziel zu erreichen.

Der Hauptteil, in dem die Positionen dargestellt werden, beginnt mit einem Beitrag von Hans-Jürgen Lange. Nach Lange sind die bisherigen Versuche, die Forschung der Untersuchungsbereiche Polizei und Innere Sicherheit zu institutionalisieren, gescheitert. Weiterhin fragt er danach, ob nicht aufgrund der Reichhaltigkeit der konzeptionellen Angebote die Gefahr einer Verpuffung der bisherigen Impulse bestünde, da es an der „notwendigen kritischen Masse, um ein Forschungsfeld tatsächlich und auch theoretisch und methodisch fundiert zu untermauern“ (Lange, S. 30) fehle. Er stellt jedoch fest, dass Polizei nicht aus einer einzigen Perspektive heraus zu erfassen ist und daher keine bisherige Wissenschaft als „Leitdisziplin“ auftreten kann. Es besteht eine „de-facto-Interdisziplinarität“ hinsichtlich des Untersuchungsbereichs. Mängel, die daraus entstehen sind fehlende Theoriebildung und das Fehlen von systematischer und aufeinanderbezogener Forschung. Jedoch könne eine Wissenschaft nicht vom Reißbrett entworfen werden. Zudem sei ein Blick, der allein auf die Polizei gerichtet ist, zu eng. Auch andere Sicherheitsakteure seien mit einzubeziehen.

Cordula und Charles A. von Denkowski geben einen Überblick über den aktuellen institutionellen Entwicklungsstand der Polizeiwissenschaft in Deutschland. Dabei beleuchten sie u.a. die Verflechtung der Polizeiwissenschaft mit der Institution Polizei und hinterfragen diese kritisch. In diesem Zusammenhang werden auch die Aussichten einer Polizeiwissenschaft außerhalb polizeilicher Bildungseinrichtungen diskutiert. Sie kommen zu dem Befund, dass Polizeiwissenschaft bis dato überwiegend eine polizeiinterne Wissenschaft ist und sehen dies zu Recht als ein Problem für eine „perspektivneutral untersuchende Forschung“ (von

Denkowski & von Denkowski, S. 66). Sie plädieren für eine „Emanzipierung der Polizeiwissenschaft von polizeilichen Bildungsinstitutionen“ (von Denkowski & von Denkowski, S. 66).

Reichertz bemängelt hingegen die fehlende Offenheit der Institution Polizei für „externe“ Sozialwissenschaftler. Dies erklärt er sich u.a. durch ein mögliches Desinteresse der Polizei an wissenschaftlicher und damit öffentlicher Kontrolle ihrer Arbeit. Reichertz sieht im Bereich der Polizeiforschung großen Nachholbedarf, insbesondere, da es „in der deutschen Forschungstradition noch keine ausgearbeiteten Verfahren gibt, solch große und hochkomplexe Handlungseinheiten auch nur annähernd adäquat zu erfassen und zu analysieren“ (Reichertz, S. 73). Daher erläutert er im Folgenden die Prinzipien einer hermeneutisch wissenssoziologischen Forschungsarbeit, auf die sich die Arbeiten der Projektgruppe Empirische Polizeiforschung stützt. Unterstützt wird der eher theoretische Beitrag Reichertz’ durch Forschungsmaterial zu Polizeimythen, das interessante Einblicke in den polizeilichen Alltag bietet. Auch dem Thema, ob Polizeiforschung für oder über die Polizei stattfinden soll, nähert sich Reichertz. Dabei stellt er fest, dass Polizeiforschung kein eigenes Fachgebiet sei, sondern sich vielmehr Vertreter unterschiedlicher Fachgebiete dort zusammenfänden. Die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist ein eigenes Fachgebiet zu etablieren, verneint Reichertz, da dies zu einer Verengung der Perspektive führen würde. Vielmehr sollte die Polizeiforschung als ein Teil der Soziologie verstanden werden. „Eine eigenständige Polizeiforschung liefe Gefahr, nur noch sich selbst zu sehen (...)“ (Reichertz, S. 88). Es fehle an eigenen Debatten um Theorien und Methoden sowie zu guter Letzt an einer eigenen Fragestellung.

Für Jaschke hingegen verlangt die Institution „Polizei“ selbst nach wissenschaftlich fundierten Lösungen. Um auf moderne Herausforderungen reagieren zu können wächst das Interesse an und die Nutzung von wissenschaftlichen Methoden und Forschungsergebnissen, insbesondere im polizeilichen Management und in der Bildungsarbeit. Einen Mangel sieht er in disziplinübergreifenden Ansätzen, da die Einzeldisziplinen jeweils an ihre Grenzen stießen. Für Jaschke ist Polizeiarbeit eine „mehr und mehr wissensbasierte Profession“ (Jaschke, S. 101). Sie sei keine originäre Wissenschaft, sondern verbünde die Methoden benachbarter Disziplinen, wie der Sozialwissenschaften oder der Kriminologie. Dabei richte sich die Polizeiwissenschaft aus Jaschkes Sicht sowohl an Akademiker als auch an Praktiker. Da moderne Polizeiarbeit sehr von den Entwicklungen der Gesellschaft abhänge, votiert Jaschke vor allem für einen europäischen Ansatz. Er hält eine vergleichende Perspektive für erforderlich, um die Entwicklungen der europäischen Polizeiarbeit zu verstehen.

Im Gegensatz zu Reichertz, der dem Begriff „Polizeiwissenschaften“ zuneigt, spricht Feltes in seinen Ausführungen von der „Polizeiwissenschaft“ (Singular). Nach einer Zusammenstellung verschiedener Definitionsversuche, stellt er heraus, dass sich in der heutigen globalisierten und fragmentierten Gesellschaft die Polizeiwissenschaft nicht nur mit Themen von und über die Polizei beschäftigen müsse, sondern vielmehr auch mit anderen Institutionen und nicht-instiutionellen Teilen der Gesellschaft, die Sicherheitsaufgaben wahrnehmen. Dabei steht im Zentrum der Überlegungen zu einer Polizeiwissenschaft der Begriff der Inneren Sicherheit. Diesen versteht Feltes weiter als z.B. Reichertz. Insgesamt bewertet Feltes die bisherigen Definitionsversuche einer Polizeiwissenschaft als zu eng, da sie andere Sicherheitsakteure außerhalb der Polizei nicht miteinbeziehen würden. Feltes geht damit in seinem eigenen Verständnis über die Definition der CEPOL-Projektgrupe hinaus (Feltes, S. 120) und liefert eine erweiterte Definition zum Begriff „Polizeiwissenschaft“ (Feltes, S. 127). Er sieht die Voraussetzung für die Etablierung der Polizeiwissenschaft in der „Akzeptanz der Grundidee des Konzeptes einer disziplinübergreifenden, integrativen wissenschaftlichen Befassung mit dem Thema“ (Feltes, S. 135). So formuliert Feltes: „Eine Polizeiwissenschaft, die einerseits der Praxis bei der Lösung anstehender Probleme helfen will und andererseits in einen Diskurs mit anderen Wissenschaften treten will, muss einen übergreifenden, interdisziplinären und transnationalen Ansatz zur Analyse Innerer Sicherheit verfolgen.“ (Feltes, S. 137).

Behr nähert sich der Thematik aus der Perspektive der Polizeikulturforschung und stellt auch gleich die Entwicklung einer Theorie der Praxis der Polizei voran. Dabei hält er sechs Kriterien für eine Polizeiforschung im reflexiven Sinne für besonders wichtig (Behr, S. 144 ff.). Um dies zu verdeutlichen steigt er in die „Polizeikulturforschung im Alltag des Gewaltmonopols“ (Behr, S. 147) ein. Dabei stellt er fest, dass es nicht an Themen für eine deutsche Polizeiwissenschaft mangele, jedoch bestünde ein mangelndes Interesse der deutschen Polizeibehörden an einer Wissenschaft „die die Polizei selbst in den Fokus nimmt und nicht nur in den Regeln und innerhalb der Logik der Polizei arbeitet, sondern über sie. Dies wird die Herausforderung der Zukunft sein, und dies wird auch über die Modernisierungs- und Innovationsfähigkeit der deutschen Polizei entscheiden“ (Behr, S. 174 f.).

In der Gesamtschau gibt der Band einen guten Überblick über die verschiedenen Positionen zur Polizeiwissenschaft in Deutschland. Er enthält viele Informationen und Ideen darüber, was Polizeiwissenschaft ist und wie sie sich als eigenständige Wissenschaftsdisziplin, sei es in Abgrenzung zu oder in Zusammenschau mit den jeweiligen Bezugswissenschaften, etablieren kann. Leider ist zu bemerken, dass die Beiträge z.T. älteren Datums sind. Zwar mag die Grundposition des jeweiligen Autors sich nicht ändern, jedoch wäre es interessant zu wissen, wie z.B. die Errichtung der DHPol, die im Beitrag von Lange noch als Zukunftsmusik gehandelt wird, sich aus Sicht des Autors auf die Entwicklung der Polizeiwissenschaft ausgewirkt hat.

Jutta Dincă, September 2012